

der der Verfasser hoffentlich bald eine erschöpfende Geschichte des Mosaiks wird folgen lassen.

Das schöne Mosaik, das im November 1903 neben der Basilika in Trier gefunden worden ist, bespricht Graeven vorläufig kurz in der Zeitschrift „Die Denkmalpflege“ 1904 Nr. 10 und im Korrespondenzblatt der Westd. Ztschr. 1904 S. 5 ff. Das Mosaik gehört zu der Klasse der „gelehrten“ Mosaiken, deren bekanntester Vertreter das Monnusmosaik in Trier ist. Das Mosaik zeigt Bilder der Musen, die sich um ein Mittelrechteck gruppierten, in welchem nach den Resten Athena und Hermes dargestellt waren. Die Seitenfelder des Mosaiks enthielten stehende männliche Gestalten, anscheinend den Statuen berühmter Männer nachgebildet. An Güte der Arbeit übertrifft das Mosaik das der Monnus, auch dürfte es nach der Technik, da Glassteinchen noch fehlen, etwas älter sein. Eine genaue Publikation steht bevor.

VIII.

Nachrömisches.

1. Fränkisches und Sächsisches in Nordwestdeutschland.

Von

C. Schuchhardt.

Die Grabungen bei Haltern haben überraschend gezeigt, wie selbst an einer Stelle, wo überreiche römische Reste im Boden stecken, doch keine Spur davon über dem Boden zu erkennen ist. Die Römer haben in jener ersten Kaiserzeit nur aus vergänglichem Material gebaut und sich in der Anlage von Strassen offenbar auf das Äusserste beschränkt. So sind wir gegenüber der früheren ausgiebigen Annahme von sichtbaren römischen Überbleibseln im ganzen Lande sehr zurückhaltend geworden und haben, um nicht rein auf Zufallsfunde warten zu müssen, den Blick stark mit auf die späteren fränkischen Verhältnisse gerichtet, die vielfach ohne weiteres zu erkennen sind und dann wertvolle Rückschlüsse an die Hand geben können. Deshalb ist das neue Buch Rübels: „Die Franken, ihr Eroberungs- und Siedlungssystem“ auch für die frühere Geschichte von grosser Wichtigkeit, indem es in langen Linien die strategischen Strassen und Knotenpunkte des Landes aufweist.

Urkundenforschung und Terrainforschung können einander hier in fruchtbarster Weise anregen und bereichern. Dafür nur ein Beispiel: Die alten Stützpunkte der fränkischen Macht verraten sich vielfach noch in den Namen Königshof, Königskamp, Königsberg; ich habe allein für den letzteren Namen gegen zwanzig Fälle, die ich nächstens einmal zusammenstellen will. Einer

davon ist, dass der St. Annaberg bei Haltern im Mittelalter „der Königsberg“ heisst (S. Philippi in den Westf. Mitt. Heft I). Nun waren schon vor zwei Jahren auf dem Gelände des „Uferkastells“, das auch „die Hovestatt“ heisst, karolingische Scherben aufgefallen. Dann wurde Haltern gegenüber, am Südufer der Lippe im Dorfe Bossendorf eine viereckige Umwallung erkannt und durch eine Ausgrabung des Recklinghäuser Vereins im Juli 1904 vermittelt massenhafter Scherbenfunde als karolingische curtis bestimmt (Vestische Zeitschrift, Dorsten-Recklinghausen Bd. XIV 1904 Schuchhardt). Es ist wohl nicht zu bezweifeln, dass diese curtis in Wechselwirkung mit der gegenüberliegenden „Hovestatt“ einen strategischen Flussübergang für die Zeit Karls des Grossen anzeigt, der uns einstweilen entschädigen kann dafür, dass für den römischen der bestimmte Beweis sich immer noch nicht hat finden wollen. Daneben aber scheint der Name „Königsberg“ darauf zu deuten, dass das ganze einst von den Römern in Anspruch genommene Gelände in den folgenden Jahrhunderten öffentlicher Besitz geblieben und als solcher von Karl d. Gr. eingezogen ist. Ein Gegenstück dazu bietet Windisch, wo neben dem neuerdings festgestellten Legionslager das Gelände „der Königskamp“ heisst.

Die Ausbeute, welche diese fränkischen Königshöfe liefern, ist so einheitlich — in Bossendorf wurde nur eine einzige sächsische Scherbe mitgefunden — dass danach nun auch die entsprechenden Grabfelder ohne weiteres bestimmbar werden. Bei Herten in Westfalen hatten sich bei Anlage des Bahnhofs 1902 Reihengräber gefunden, die den Aufdeckern zunächst römisch schienen (Vestische Ztschr. 1903 Rektor Merz). Die Funde sind in die Vorgeschichtliche Abteilung des Berliner Völkermuseums gekommen. Es sind zwei Gefässe dabei, eine tiefe Schale (Sette) und ein kleiner Krug, beide gelb, rauh und klingend hart mit scharfen Profilen, ganz à la Pingsdorf; dann von Eisen ein Schildbuckel (tutulus) und ein Messer, und von Bronze eine Scheibenfibel. Alles ist ohne Zweifel fränkisch aus dem Ende des 8. Jahrhunderts. Und in diese Zeit rückt nun auch das vielbesprochene Gräberfeld von Beckum, dessen Beigaben ein wichtiges Stück des Münsterschen Museums bilden. Das Pferdegeschirr, die silbertauschierten Eisensachen u. A. führten Schumacher neulich bei Gelegenheit des ersten Nord-Westdeutschen Verbandstages zu dieser späten Ansetzung. Bekanntlich hat auch dies Gräberfeld lange für römisch gegolten und bei seiner reichen Ausstattung den Anspruch, dass es von der Varusschlacht stamme, so stark erhoben, dass H. Kiepert in seinem Lehrbuch der alten Geographie 1878 (S. 536) sagen konnte, es schienen sich für diese Örtlichkeit jetzt die vorsichtigeren Lokalforscher entschieden zu haben. Der „wahren Örtlichkeit der dreitägigen Hermannsschlacht“, die das Thema so vieler kleinen und grossen Publikationen bildet, werden wir wohl auch uns am sichersten nähern, wenn mit der römischen Forschung die germanische Hand in Hand geht. Gewiss muss man von Haltern aus jetzt die römischen Linien planmässig weiter aufwärts zu verfolgen suchen; aber daneben kann im Innern schon allerhand anderes geschehen. Dragendorff hat oben schon auf die Berechtigung hingewiesen, die Suche nach dem Schlachtfeld auf die Suche nach der

Teutoburg zu basieren, und die muss natürlich damit beginnen, dass man aus der Masse der vorhandenen Volksburgen diejenigen, welche bis in die Römerzeit zurückreichen, ausscheiden lernt. Der erste Schritt dazu war die Absonderung der fränkischen Wallburgen, die zweite muss die der sächsischen sein, und hiermit ist die Forschung z. Z. voll beschäftigt.

Im vorigen Sommer wurde das gute Beispiel eines kleinen ovalen Ringwalles, eines recht häufigen Typus, in der Düsselburg bei Rehburg ausgegraben. Die Scherbenmasse war fast einheitlich sächsisch, nur in ihren Ausklängen bis in das fränkisch-karolingische reichend. Auffallend war die gute Bauart des Walles mit zwei Reihen Pfosten in der Front, die zum Teil in sehr sauberen viereckigen Löchern standen, und des Tores, dessen Grundriss dem vom Grossen Lager in Haltern gleicht (s. oben S. 20; für das Ganze Ztschr. d. hist. V. f. Niedersachsen 1904, S. 411—435). Augenblicklich erforscht der Braunschweiger Verein die grossen Reitlingsburgen im Elm bei Lucklum und findet dort die ganz entsprechende Scherbenmasse, sächsisch ins karolingische ausgehend. Der Typus des ovalen Ringwalles, meist noch weit kleiner als die Düsselburg, mit nur etwa 50, 40 oder 30 m Durchmesser, wird immer mehr der alleinherrschende, je weiter die Aufnahmen in das Flachland gegen die Mündungen von Elbe und Weser hin vorschreiten. Er scheint der meist verwendete sächsische zu sein und scheint da aufzuhören, wohin die sächsische Eroberung nicht gelangt ist, z. B. in Ostfriesland. Das eben erschienene VIII. Heft des Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen in Niedersachsen (Schuchhardt) stellt zum ersten Male eine Anzahl dieser kleinen Ringwälle zusammen: eine Burg bei Celle, die Sassenburg (= Sachsenburg) bei Gifhorn, zwei „Dammurgen“ bei Wentorf und Rade (Kr. Isenhagen). Hier und da kommt die Form auch fränkisch vor, wie es scheint immer für Wegkastelle; dahin gehören, durch Ausgrabungen bestimmt: die Wirkesburg, die den südlichen Ausgang zur Heisterburg deckt, das Hunenschloss bei Lindhorst am „Helweg vor dem Santforde“ und vielleicht auch der Schlossberg bei Holtrup über der Weserfähre südlich der Porta (alle in demselben Heft VIII des „Atlas“). Man wird kaum annehmen dürfen, dass die Franken den Sachsen oder diese jenen die Form abgesehen haben, sie kann sehr wohl gemeingermanisch sein, etwa aus der alten Wagenburg entstanden. Aber überraschend ist, dass selbst diese Form, die immer für uralt gehalten wurde, hier im Flachlande nur als sächsisch oder fränkisch auftritt; für die frühere Zeit bleibt damit kaum irgend etwas übrig. Um so dringlicher wird die Aufgabe, nun die Grotenburg bei Detmold auf ihr Alter zu prüfen, da sie allein nicht den sächsisch-fränkischen Wall und Graben, sondern die grosse Steinringmauer ohne Graben hat, wie die Spät-La-Tène-Burgen in Hessen und Nassau; diese Prüfung soll aber hoffentlich auch noch in diesem Jahre begonnen werden.

2. Die erste Stadtmauer von Frankfurt a./Main¹⁾.

Von

Chr. L. Thomas.

An die Niederlegung der alten Gebäude entlang der Nordgrenze des ältesten Stadtgebietes zur Durchführung der künftigen Braubachstrasse haben sich planmässige Grabungen nach der ersten Stadtmauer angeschlossen. Hier hatte in der Urzeit ein parallel zum Main gerichteter und mit ihm in Verbindung verbliebener Stromarm vom Nordufer des Maines einen hohen Geländestreifen inselartig abgetrennt. Nach der übereinstimmenden Anschauung der Lokalgeschichtsforscher hatte sich das urkundlich erwähnte älteste Frankfurt fast über die ganze Insel erstreckt. Auch besteht die Tradition, dass schon zur Zeit der karolingischen Kaiser an der Innenseite der ihrem Verlauf nach allerdings nicht ganz feststehenden nassen Umgrenzung des Stadtgebietes die erste Stadtmauer erbaut worden wäre und davon noch etliche Teile vorhanden seien. Dass die Insel wegen ihrer geschützten Lage und der Furt über den Main schon in weit früherer Zeit besiedelt war, ist sowohl aus den im letzten Jahrzehnt des verwichenen Jahrhunderts mehrfach angetroffenen ausgedehnten Resten von römischen Gebäuden, als auch aus dem im Jahre 1901 gelegentlich des Rathaus-Erweiterungsbaues in ungestörter Bodenschicht gemachten Fund an merowingischen Scherben ersichtlich. Bruchstücke von Gefässen der La-Tène-Zeit aber fanden sich schliesslich bei den Grabungen nach der ersten Stadtmauer im zähen Uferschlamm des erwähnten Mainarmes, wodurch die Frühzeit der Besiedelung noch weiter hinaufrückt.

Die Tradition von der ehemaligen Existenz der karolingischen Stadtmauer und dem Vorhandensein noch etlicher Teile davon fand im Jahre 1827 eine Neubelebung, als bei der Erbauung des Dompfarrhauses dort im Boden eine in der erwarteten Richtung ziehende 7 Fuss dicke alte sehr feste Mauer gefunden wurde und Schwierigkeiten bereitete. Ohne jeglichen Beleg schloss man aus der Stärke, grossen Festigkeit und der Richtung auf ihre karolingische Herkunft. Man bezeichnete ausserdem noch etliche mit gleicher Richtung in benachbarten Höfen sichtbare dicke Mauern als Überbleibsel der ersten Stadtmauer, weil alte Kaufbriefe, Zinsbücher und Gültebriefe den mit diesen parallel ziehenden Mainarm den Stadtgraben nennen.

Die in Menge vorhandenen Angaben über das Vorhandensein und den Zustand der ältesten Stadtmauer erwiesen sich nun bei den vergleichenden Betrachtungen an den aufgedeckten Resten als unzutreffend. Überzeugend und

1) Während in Nordwestdeutschland die nachrömische Forschung gerade auf dem Gebiete des fränkischen Befestigungs- und Ansiedlungswesens in den letzten Jahren reiche Erfolge aufzuweisen hat, stehen West- und Süddeutschland darin noch zurück. Wir freuen uns daher besonders, hier auf die nachfolgenden Beobachtungen hinweisen zu können, welche nicht nur ein wichtiges Monument fränkischer Zeit, sondern zugleich auch ein interessantes Beispiel für Kontinuität der Ansiedelung und für das Nachleben des Römischen im fränkischen geben.

zuwider den stets wiederholten Beschreibungen des ersten Mauerzuges haben die Untersuchungen dargetan, dass alle Stadtmauerteile mit Blindbögen an der Innenfront nicht der ältesten zugehören.

Die Beschaffenheit des Terrainuntergrundes und der Kulturschichten, der Verlauf der Uferlinien des alten Flussarmes, die Abweichung dieses von der bekannten Linienführung des dort angelegten Braubachkanals, bauliche Reste aus Holz, Fundamente, Kellermauern und die nachweisbaren Umgestaltungen an solchen wurden zur Aufhellung der Topographie dieser Gegend mit grösster Sorgfalt untersucht. Die Durchschnitte und ihre jeweilige Eigenart wurden gezeichnet und beschrieben und damit Anhalte für die zeitliche Verschiedenheit in der Auswertung des südlichen Uferstreifens gewonnen. Die Grabungen bestätigten nach dieser Richtung hin die gehegten Erwartungen und lieferten dabei manche unterscheidende Merkmale frühzeitlicher bautechnischer Gepflogenheiten — über die bis zur Gegenwart relativ wenig Gesichertes existiert — und damit im Gange der auf die Ermittlung der sagenhaften Stadtmauer gerichteten Arbeiten die Unterlagen zur Bestimmung dieser selbst. Eine fast ununterbrochene Linie von starken Grundmauern liess sich schliesslich entlang dem gleichzeitig bestimmten Südufer des Mainarmes in dem Gewirre von Fundamenten beobachten und darin zwei zu allen Zeiten weiter benutzte Stücke von der ältesten Stadtmauer erkennen.

Das erste Stück fand sich als eine zwölf Meter lange, über $2\frac{1}{2}$ Meter starke Grundmauer mit einem zweifrontigen 180 cm starken, jedoch geringen Rest vom Oberbau, worin der ährenförmige Verband reichlich auftritt, das zweite 15 Meter weiter westlich als Kellermauer mit Fundament. (Eine Probe gibt Abb. 1.) Beide stimmen mit ihrer Längsrichtung gegen Westen mit der vorerwähnten Mauerlinie, gegen Osten hin mit dem im Jahre 1827 beim Bau des Dompfarrhauses gefundenen Mauerrest überein und standen ursprünglich nach dem „Stadtgraben“ hin ganz frei. Das erste war als Stützmauer mit an der Rückseite stufenweise zunehmender Stärke gegen das um 2 Meter überhöhte Stadtgebiet gebaut worden, das zweite, durch eine alte Bodenmulde ziehend, besass ursprünglich freistehend zwei senkrechte Fronten, wovon aber nur noch die innere mit der halben Mauerdicke erhalten, die äussere durch späteres Mauerwerk ersetzt ist (Abb. 2). Beide Mauerstrecken lassen die im Laufe der Jahrhunderte erfolgte Planierung ihrer Umgebung bis zur Höhe von 2,50 Meter erkennen und erwiesen sich nach aussen um 30 cm aus dem Lot gewichen. Die zuletzt erwähnte Innenfront (Abb. 1) zeigt viele wohlgerichtete Werkstücke aus Basalt und Vilsbeler Sandstein in der Form von römischen Blendquaderchen. Die Vergleichung dieses Teils mit dem zuerst gefundenen aus gewöhnlichen Bruchsteinen legt die Vermutung nahe, dass die gerichteten Quaderchen dem Abbruch eines römischen Hochbaues entstammten. Dass sie hier nicht zum ersten Male zur Verwendung gelangten, geht daraus hervor, dass viele von ihnen unangebracht auf die Kante gestellt in der ährenförmigen Schichtung auftreten.

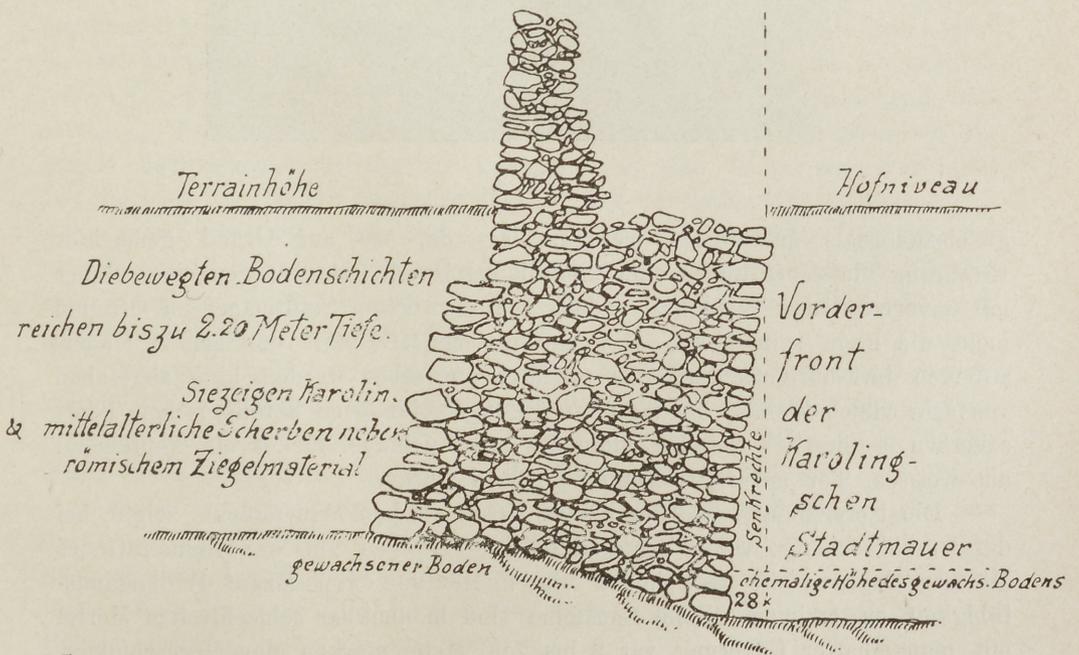
Die Untersuchung der Reste der ältesten Stadtmauer ergaben eine grosse Baufälligkeit und so geringe Festigkeit im Gefüge (auch kann sie der Qualität



Abb. 1.

Ursprüngliche Stärke der
alten Stadtmauer

ältester
Rest Querschnitt



Massstab 1:50

Abb. 2.

des Mörtels und dem Verbande nach von vornherein keine belangreiche Festigkeit besessen haben), dass ihre Steine wie in Lehm gebettet liegen und von der am Ausgrabungsplatz tollenden Jugend an mehreren Stellen herausgerissen werden konnten. Grosse Festigkeit zeigt dagegen ein nach Osten hin mit ihr im Verband befindlicher, wesentliche Verschiedenheit in Technik und Material aufweisender Ergänzungsteil der Mauer von gleichmässiger Dicke und mit nur wenig Abweichung aus dem Lot. Hier hat man es ohne Zweifel mit einer teilweisen Erneuerung zu tun, die sich offenbar zu einer Zeit notwendig erwies, als die Mauer noch ihre volle Bedeutung besass, d. h. vor der Aufführung der zweiten Stadtmauer. Mit Sicherheit darf nach der Ermittlung dieses Ver-

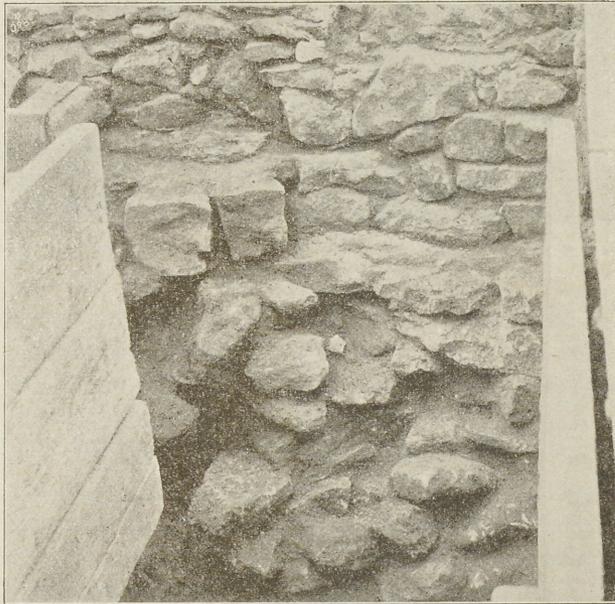


Abb. 3.

gleichsmaterials geschlossen werden, dass da, wo auf Grund gemachter Erfahrung die schriftlichen oder mündlichen Überlieferungen von einer Mauer mit unverwüsthlicher Festigkeit reden, von der ersten Stadtmauer im Original nicht die Rede sein kann. Die karolingische Herkunft der beiden Mauerstrecken darf übrigens damit als erwiesen angesehen werden, dass abgesehen von sehr vielen kleinen bei ihrer Freilegung gefundenen karolingischen Topfscherben schliesslich bei der Sohle des zweiten Mauerstückes ein Topfdeckel aus weissem Ton mit roten Tupfen gehoben wurde.

Die Herstellungsweise der beiden karolingischen Mauerstücke zeigte bei der Durchbrechung wenig Verständnis ihrer Erbauer für die Bindekraft des Mörtels, dagegen die Gewohnheit durch Häufung von Masse Widerstandsfähigkeit zu erzielen. Rohe Bausteine sind in denkbar schlechtestem Mörtel mit mangelhafter Lagerung zur 2 bis 2,60 Meter starken Mauer geschichtet.

Kleine gleichmässig verteilte Hohlräume von längst zersetzten, aber ursprünglich absichtlich beigemischten Pflanzenfasern oder Tierhaaren (heute noch zu gewissen baulichen Zwecken dem Lehm beigemischt) konnten im Mörtel zwischen den Steinlagen des oberen Mauerwerks beobachtet werden und beweisen die herrschende Verwirrung in der Kenntnis der zum Mauerbau erforderlichen Materialien. Das Fundament erwies sich als eine unbeholfene Steinhäufung (Abb. 3); der Mörtel als eine zur Erhärtung ungeeignete Mischung mit beträchtlichem Tongehalt; dessen Verteilung im Mauerwerk, schichtenweise über den Steinlagen ohne die Zwischenräume zu füllen, unzureichend; der Steinverband ohne Verständnis für den Zusammenhalt des Mauerkernes.

Dieser Mauertypus, der Schichten von Mörtel und Steinschichten mit geringem Gefüge aufweist, zeigt starke Verwandtschaft mit den vorgeschichtlichen Trockenmauern, die ebenfalls die Häufung von Masse bei wechselnden Lagen der Materialien die Erfüllung ihrer Aufgabe zuweisen. Diese Erscheinungen lassen überzeugend erkennen, dass zur Zeit der Erbauung der Stadtmauer verschiedene Bauweisen in Geltung waren, dass man sie aber auf die Bedeutung ihrer Eigenart nicht zutreffend einzuschätzen vermochte. Zwei ausgebildete Systeme der Mauertechnik dürften als anerkannte Werkweisen nebeneinander hergegangen sein, die beide durch die Grundlagen der fränkischen Kultur gleichberechtigt waren. Römische und gallisch-germanische Errungenschaften werden auf allen Gebieten weiter geübt, wengleich die einst zur höchsten Vollkommenheit gelangte Bauweise der Römer nur noch entartet im Volke fortlebt und ihre Äusserlichkeiten an den Resten aus der Blütezeit unverstanden kopiert werden.

Dem an der karolingischen Stadtmauer verwendeten Kalkmörtel war — der Qualität seiner Bestandteile nach — keine höhere Aufgabe als dem Lehm-
brei im gallischen Mauerwerk zugewiesen: Er ist lediglich als Klebemittel, das lufttrocken zu gewisser Härte gelangt, zwischen dem Steinmaterial aufgetragen. Nur ganz unklare Vorstellungen von den wahren Eigenschaften der reinen Mörtelbestandteile dürften damals unter den Werkleuten verbreitet gewesen sein. So schuf man nach dem Vorbild der gallischen Hausmauer mit Lehmbindemittel, der germanischen Wehrmauer mit massiger Häufung von mörtellosem Steinmaterial und nach den Äusserlichkeiten der römischen Bruchsteinmauer unter unzureichender Verwendung von gebranntem Kalk die erste Umschliessung von Frankfurt a./M.

Die auffallende Geringwertigkeit der karolingischen Stadtmauer dürfte keinen Ausnahmestand darstellen, da sie auf die zur Zeit des Aufbaues herrschenden Einflüsse hinweist und an einem so bedeutenden Bauwerk der königlichen Stadt hervortritt. Sie dürfte der karolingischen Bauweise mit wenig Ausnahmen, die auf italischen Einfluss zurückzuführen sind, eigen sein und die Seltenheit von Bauwerken aus der fränkischen Periode erklären. Die überraschende Vergänglichkeit des ersten karolingischen Palastbaues zu Frankfurt a./Main und die der Justinus-Kirche in Höchst a./Main seien hier als Belege genannt.
